

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Band: 16 (1926)
Heft: 41

Artikel: Heimat
Autor: Züricher, U.W.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-646518>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 19.11.2024

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die Berner Woche in Wort und Bild

Nr. 41
XVI. Jahrgang
1926

Bern
9. Oktober
1926

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst, gedruckt und verlegt von Jules Werder, Buchdruckerei, Bern
Redaktion: Dr. Hans Bracher, Muristrasse Nr. 3 (Telephon Christoph 3142); Jules Werder, Neuengasse Nr. 9 (Telephon Bollwerk 3379)

Heimat.

Von U. W. Züricher.

O Berge, hohe Heimat!
O lichtdurchflutet Land,
Wo meine wunde Seele
Stets Trost und Stärkung fand.

Dort unten jagt die Menge
Nach Schein und leerer Luft;
Hier atmet ew'gen Frieden
Die menschenmüde Brust.

Hier ragen Fels und Firnen
Ins weite Blau hinein;
Wie Erdenaugen leuchtet
Der Seelein heller Schein.

Und weich und braungrüngolden
Schmiegt Moos sich ins Gestein
Und ladet stille Wanderer
Zur Raft und Ruhe ein.

O Klarheit, Glanz und Stille,
Bleibt mir dort unten treu!
Begleitet, was ich schaffe,
Und schafft mich selber neu.

Die Geschichte des Heinrich Lenz.

Von Alfred Suggenberger.

16

Es gab nun eine mühselige Stille, worauf sie, halb zu sich selber Sprechend, nachdenklich begann: „Wenn man eine Sache bloß um Geld gekauft hat, oder ererbt oder sonstwie bekommen, ja das ist etwas anderes. Aber ich kann da an keinem Aederlein vorbeigehen, an keinem Wiesenrain, an keinem Baum, ohne daß ich bei mir denke: hast du nicht zuviel dafür gegeben?“

Sie wurde plötzlich erregt und schleuderte die Worte bitter und heftig heraus: „Meine junge Zeit hab' ich dafür gegeben! Meinen Mädchenhochmut hab' ich dafür gegeben!“

Gleich bezwang sie sich wieder. Aber aus ihrem ganzen Wesen zitterte es von Zorn und Weh. „Es zerbricht etwas da drinnen, wenn man zu viel erleben muß. Und es geht nie ganz vorbei. Wenn ich hundert Jahre alt werde, es geht nicht vorbei. — O, ich hab' mir in meiner Dummheit gedacht: man muß nur nicht zu viel wollen! Mit den jungen Träumen, mit denen bin ich ja schon fertig gewesen. Und ich hab' mir gedacht: ihn ein wenig gern zu haben, halt mehr so wie ein Kind den Vater gern hat, das bringst du schon fertig. — Aber nach dem Gernhaben hat er ja gar nicht gefragt. Nur für seine wülste alte Gier bin ich ihm gut gewesen, auf meiner Seele ist er herumgetrampelt. Wie ein Tier hat er mich angehaucht...“

Heinrich saß wie erschlagen und wagte kaum etwa mit einem scheuen Blick nach ihr hinüber zu sehen. Sie hatte das Gesicht jetzt auf einen Arm hingelegt und war ruhiger geworden. Nur ein leises Schluchzen erschütterte von Zeit zu Zeit ihren Körper.

Es kam ihm vor, als hätte er vom Leben bis heute gar nichts gewußt, und nun müsse er plötzlich in seine ganze Roheit hineinschauen.

Sie stand langsam auf, wie von einem klaren inneren Willen beraten und gefestigt. Noch von Heinrich abgewendet, trocknete sie ihr Gesicht und band die lose gewordenen Zöpfe besser auf. Dann trat sie zu ihm hin und sagte weich und freundlich: „Willst du jetzt nicht heingehen? Ich glaube, es wäre besser. Und so dumme Sachen hätte ich dir gar nicht sagen sollen. Als ob mir dann jemand helfen könnte!“

Er faßte zärtlich ihre Hand. Seine bittenden Augen fragten: „Jetzt schon?“...

„Und müde bin ich auch“, fuhr sie unbeirrt weiter. „Müde bis zum Totsein.“

Ohne Widerrede stand er auf. „Ja, ja, du mußt jetzt schlafen, das tut dir gut.“

Sie schmiegte sich noch einmal warm an ihn. „Ich bin doch froh, daß du dagewesen bist. Ich hätte gar nicht gewußt, was ich denken müßte. Wenn ich dann sehe, daß es sich besser schickt, Schreib' ich dir. Nur ein paar Worte, du wirst es ja schon verstehen. Man weiß doch nie, von wem so ein Brief geöffnet wird, da wäre es dumm, wenn zu viel drin stünde.“

Noch eine kleine Weile schenkte sie ihm stillschweigend ihre liebe Nähe. Dann geleitete sie ihn hinaus.

Beim letzten Abschiednehmen im Hausgang, in den aus der halboffenen Stube ein wenig Licht fiel, konnte er die